

durchaus sozialen Charakter hatte und erst später entartete (vgl. diese Zschr. 168 (1961) 457).

Aber in keinem dieser Länder hat die soziale und kulturelle Entwicklung mit der wirtschaftlichen Schritt gehalten. Man möchte sie deshalb zu den niedrigeren Gruppen zählen. So ist in Venezuela das höchste Jahreseinkommen zu verzeichnen; aber das Analphabetentum beträgt immer noch 45–50%. Und die sozialen Unterschiede in den einzelnen Gegenden des Landes sind ungeheuer groß. Das läßt vermuten, daß der aus dem Öl stammende Reichtum des Landes sehr einseitig verteilt ist. Panama und Costa Rica haben fast als einzige der lateinamerikanischen Länder den Vorteil, daß ihre Bevölkerung nahezu einheitlich aus Weißen besteht. Um jedoch zur vollen Blüte zu kommen, sind sie zu klein und zu sehr auf Hilfe von außen angewiesen.

Die sechste Gruppe endlich vereinigt Argentinien, Uruguay und Chile. Verglichen mit den übrigen westlichen Ländern ist ihre Entwicklung zwar noch sehr zurückgeblieben, doch sind sie die am besten entwickelten Länder Lateinamerikas. Das jährliche Einkommen ist dort (nach Venezuela) am höchsten. Auch die übrigen wirtschaftlichen Verhältnisse sind am ausgeglichensten. Die Bevölkerung besteht fast nur aus Weißen, lediglich in Chile gibt es Mestizen mit großem weißen Bluteinschlag. Vor allem Argentinien hat in den letzten Jahrzehnten eine starke Einwanderung aus Europa erfahren, die dafür gesorgt hat, daß das Land moderner ist als irgendein anderes Lateinamerikas. Auch das Analphabetentum ist dort am niedrigsten. Entscheidend aber ist, daß es in diesen drei Ländern eine Mittelklasse gibt, die sich gut entwickelt und die eigentlich staatstragenden Kräfte stellt.

Trotzdem läßt sich augenblicklich eine gewisse Stagnation der Entwicklung nicht verheimlichen. Nach dem Weltkrieg haben diese Länder eine günstige wirtschaftliche Phase durchgemacht; doch seit dem Ende des Koreakrieges hat man versäumt, sich auf die weniger günstigen ökonomischen Bedingungen umzustellen. Einen ersten Grund darf man in dem starken Einfluß der öffentlichen Meinung auf das politische Leben sehen. Parteien bekennen sich nur schwer zu Einschränkungen. Man hatte die Industrialisierung mächtig vorangetrieben; aber mit dem Aufhören des Krieges und seinen unmittelbaren Folgen war man auf den Inlandmarkt angewiesen, der die angebotene Fülle nicht aufnehmen konnte. So kam es zu Inflationsbewegungen. Ein zweiter Grund hängt eng damit zusammen: Die Landwirtschaft dieser Länder bedarf dringend der Technisierung, wenn sie mit dem Weltmarkt Schritt halten will, aber die dort herrschenden Besitzverhältnisse entsprechen nicht dieser Entwicklung.

Es gibt also in Lateinamerika sechs Gruppen von Staaten, von denen die erste, dritte und sechste auf ihrer Stufe eine gewisse Ausgeglichenheit verraten, während sich die übrigen Gruppen in einer mehr oder weniger intensiven Entwicklung befinden. Die unterste Stufe ist heute noch die archaische, auf der mittleren stehen moderne Entwicklungen unvermittelt neben altertümlichen und archaischen, auf der obersten gibt es eine Entwicklung, soweit sie unter den von ganz Lateinamerika bestimmten Umständen möglich ist. (*Mensaje, November 1961.*)

Orthodoxe Klöster in Griechenland

Spricht man von griechischen Klöstern, so denkt man meist an die Klöster des Athos. Und zweifellos spielt der „heilige Berg“ eine einzigartige Rolle im Leben der orthodoxen Kirche. Seine Anziehungskraft ist gerade auch für die Deutschen sehr groß. Unter den 2976 Besuchern des Jahres 1959 stellten sie mit 289 nach den Griechen (2112) die größte Zahl.

Aber es gibt auch noch andere Klöster in Griechenland und seiner Inselwelt, zu denen man noch die griechischen Klöster in Palästina und auf dem Sinai zählen muß. 1959 wurde die Zahl der Männerklöster mit 175 angegeben, die von etwa 700 Mönchen besiedelt wurden. Die gleiche Quelle (*Ekklesiastikon Hemerologion*, 1961) nennt zwar 1199 Mönche, doch sind dabei all jene Weltpriester mitgezählt, die im Zölibat leben und deswegen im Mönchsverzeichnis irgendeines Klosters aufgeführt werden. Neben den Männerklöstern gibt es 111 Frauenklöster mit 1454 Nonnen. Die meisten Klöster sind klein, und nur wenige werden so viele Mönche aufweisen wie das Kloster Longovarda auf Paros, wo etwa 30 Mönche leben.

Schon aus der großen Zahl der Klöster und der kleinen der Mönche wird sichtbar, daß das Mönchtum der orthodoxen Kirche in eine schwere Krise geraten ist. Es gleicht eher „großartigen Ruinen“ als einem blühenden Baum. Die orthodoxe Hierarchie macht sich deswegen große Sorgen; denn die orthodoxe Kirche kann weder von Wesen noch von Geschichte her auf das Mönchtum verzichten. Die Bischöfe haben deswegen dieses Problem schon öfter auf die Tagesordnung ihrer Synoden gesetzt, die sie regelmäßig abhalten. Zum erstenmal geschah dies 1958, wofür der Metropolit Panteleimon von Chios ein Memorandum vorbereitete. Wegen Zeitmangel konnte sich die Synode jedoch nicht mit der Frage befassen, und darum veröffentlichte der Metropolit seine Vorschläge in einer eigenen Schrift. Auch in einer Rede zum Fest des hl. Gregor Palamas kam er in Saloniki darauf zu sprechen und meinte, man müsse einen neuen Orden gründen, der, auf der Höhe der Zeit, zu einem Mittelpunkt der apostolischen Tätigkeit der orthodoxen Kirche werden könne.

Auf der Synode vom Oktober 1960 machte der Metropolit Philipp von Drama in andere Richtung gehende Vorschläge. Man solle versuchen, unter den Waisen (36000) und Halbwaisen (350000) Kandidaten für den Mönchsstand zu finden. Gegen einen solchen Vorschlag kann man natürlich schwere Bedenken erheben; aber der Metropolit meinte, daß es vielleicht gelingen werde, die heranwachsende Jugend dem Pfadfindertum zu entziehen, das gerade in Griechenland Familie, Kirche und Schule ersetzen möchte. Auch für die innere Verfassung der Klöster machte der Metropolit neue Vorschläge, die vor allem darauf zielen, daß die Mönche selbst die Ratsmitglieder ihres Klosters wählen, aus denen der Bischof den Hegoumen bestimmt. Außerdem forderte der Bischof eine stärkere soziale Betätigung der Mönche. Dabei stieß er jedoch auf heftigen Widerstand, und man warf ihm Unverständnis für das Wesen des Mönchtums vor.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als sei innerhalb des orthodoxen Mönchswesens eine gewisse Stagnation zu verzeichnen, die ihren letzten Grund vielleicht in dem Zusammenstoß der orthodoxen Kirche und ihrer Frömmigkeit mit der modernen Welt hat, ein Problem, das sich für die Kirche zwar zu allen Zeiten stellt, das aber für die so stark aufs Liturgische ausgerichtete Frömmigkeit der Ostkirche in besonderer Weise besteht. Dazu kommt, daß die moderne technische Kultur und Zivilisation einen ihrer Ursprünge auf die abendländische Kirche zurückführen kann, kaum jedoch auf die Theologie der Ostkirche.

Sichtbar wird diese Krise auch in der Auseinandersetzung um einige ordensähnliche Gemeinschaften, die sich vor allem aus Laien zusammensetzen: die eine ist „Zoe“ (Leben) und wurde 1907 vom Archimandriten Eusebios Matthiopoulos gegründet, die andere spaltete sich 1960 davon ab und hat den Namen „Ho Soter“ (der Erlöser) angenommen. Der Grund für die Spaltung bestand auch hier in der Frage der mehr oder weniger starken Angleichung an das eigentliche Mönchtum, wobei die jüngere Gruppe die strengere Richtung vertrat. In beiden Gemeinschaften finden sich Priester und Laien und beide arbeiten apostolisch durch Predigten und Katechese. Die Mitglieder legen drei Gelübde oder Versprechen ab, Armut,

Keuschheit und Gehorsam. Doch kann man ohne Schwierigkeit austreten und heiraten. Schon 1914 und wieder 1923 gab es Auseinandersetzungen um „Zoe“; aber 1923 stellten sich die Bischöfe hinter die Bruderschaft. Man kann vielleicht sagen, daß die Situation innerhalb der orthodoxen Kirche Griechenlands in etwa jener der abendländischen Kirche ähnlich ist, als die Bettelorden aufkamen und eine ganz neue Form des Ordensleben darstellten. Und wie es ohne sie der abendländischen Kirche wohl nicht gelungen wäre, die großen Häresiebewegungen des Mittelalters zu überwinden, so darf man auch vermuten, daß sich in der Ostkirche etwas Neues anbahnt. Der Heilige Geist hat viele Gaben, die er nach dem Bedarf und der Liebe seiner Kirche austeilt. (*Irenikon 1961, Nr. 3.*)

Landvolk im Umbruch

Wir Deutsche sind politisch entwurzelt worden und sozial und wirtschaftlich vom Wirbel einer neuen Entwicklung erfaßt. Aber auch Länder, in denen die Erschütterungen weniger tief gingen als bei uns, erleben es, daß jahrhundertealte soziale Gefüge und wirtschaftliche Erwerbsweisen sich von Grund aus wandeln. So Frankreich. Es zählt bedeutende Städte, und Paris sucht seinesgleichen selbst im heutigen Zeitalter der Verstädterung. Aber Frankreich hatte trotzdem keine exklusive Stadtkultur. Das weite Land und seine Bewohner besaßen einen eigenen, wertvollen Lebensstil. Der französische Bauer hat sich neben dem Städter in ganz anderer Weise als Bürger behauptet, als dies in anderen romanischen Ländern der Fall war. Das bezieht sich natürlich weniger auf die Zahl als auf das moralische und politische Gewicht, das er dieser Zahl im Leben der Nation zu geben verstand.

Und nun muß er sich in einer verwandelten Welt neu begründen und neu durchsetzen. Maschinenzeitalter und Automation machen nicht halt vor dem Bauerndorf. Sie und der „Geist der Zeit“ verursachen einen Zusammenstoß der Generationen. Das sogenannte Generationsproblem hat es immer, überall und in allen Ständen gegeben. Die Gegensätze mußten dabei jedoch nicht notwendig aufeinander prallen. Heute dagegen geht es oft hart auf hart, obschon auf beiden Seiten viel guter Wille zum friedlichen Ausgleich vorhanden ist.

Welches sind die Gründe der kritischen Beziehungen?

1. Der Bauernbetrieb zeigt noch den uralten patriarchalischen Familienstil. Während der junge Arbeiter einem vom Vater unabhängigen Beruf nachgeht und durch seinen Lohn von den Eltern unabhängig wird, sieht sich der Bauernsohn in einer ganz andern Lage: sein Vater ist nicht nur Haupt der Familie, sondern Inhaber und Leiter des Erwerbsbetriebes. Beide Funktionen leben ineinander vermischt, und weil der Jungbauer eben Sohn ist, arbeitet er ohne fixe Bezahlung. Er bleibt in allem von den Eltern abhängig, oft selbst wenn er verheiratet ist. Verglichen mit dem Arbeiter, sieht er sich so in wichtigen persönlichen Freiheiten beeinträchtigt, und das kann, bisweilen unbewußt, ein schlechtes Klima schaffen.

2. Die Technik erobert das flache Land. Moderne Maschinen, ausgewähltes Saatgut und neue Düngemittel haben den bäuerlichen Ertrag in einem Rhythmus gesteigert, der dem industriellen mindestens entspricht. Nicht die Steigerung als solche, aber die damit zusammenhängenden Veränderungen tragen bei zur Spannung zwischen alt und jung. Denn alles ging zu rasch, als daß die überlieferungsgebundene ältere Bauerngeneration hätte mitkommen können. Man darf nicht übersehen, daß es unter ihnen Leute gibt, die zwischen ihrem 16. und 60. Lebensjahr sich von der Sichel bis zum Mähdrescher umstellen mußten, und zwar ohne daß sie beruflich entsprechend umgeschult wären. Daher gelang es ihnen auch nicht, die Entwicklung mit fester Hand zu steuern, sie wurden von ihr eher überannt.